**Zeitschrift:** Schweizer Spiegel
**Herausgeber:** Guggenbühl und Huber
**Band:** 44 (1968-1969)
**Heft:** 2

**Artikel:** Grosse Welt - kleine Welt
**Autor:** Schneider-Gmür, Helen
**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-1078993

**Nutzungsbedingungen**
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 01.10.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

# Grosse Welt – kleine Welt – – –

*Von Dr. Helen Schneider-Gmür*

Illustration Hanny Fries

Als ich mich etliche Jahre nach meinem 30. Geburtstag verheiratete, meinten einige meiner ledigen Kameradinnen, sie könnten sich nach so langer Zeit der Unabhängigkeit nicht mehr auf ein Leben zu zweit umstellen.

Es ist wahr, während vieler Jahre habe ich über alle Belange meines Lebens frei entschieden, über Beruf, Wohnort, Ferien, Reisen, und ich habe meine Ungebundenheit stets geschätzt. Als «Executive Secretary» des Internationalen Frauenrates, einer Dachorganisation der Frauenverbände mit damaligem Sitz in Zürich, übte ich einen Beruf aus, der mich ganz erfüllte. Ich reiste viel in der Welt herum, kam mit Menschen verschiedener Länder und Kontinente in Berührung und fühlte mich recht eigentlich in der «großen» Welt zu Hause.

Was bot mir diese große Welt? Und wie sieht meine kleine aus?

Meine Eltern hatten mir bei der Berufswahl freie Hand gelassen, und ich hatte mich für das Studium von Geschichte und Geographie entschieden. Nach Abschluß meiner Studien arbeitete ich zunächst längere Zeit als Universitätsassistentin in Amerika, bevor ich, wieder in der Schweiz zurück, die Stelle beim Frauenrat annahm, eine Stelle, die mir finanziell ein Minimum einbrachte, mit meinem Studium an und für sich nichts zu tun hatte, mir aber sehr zusagte. Ich hatte mich dabei mit den verschiedensten Problemen zu befassen: mit der Förderung der Frauen auf allen Gebieten, mit dem Anspruch auf gerechte Bezahlung für geleistete Arbeit, auf menschenwürdige Wohnverhältnisse, mit der Schulung und Bildung der Mädchen, mit Fragen des Familienrechtes, der Familienplanung, der Rassenintegration und der Entwicklungshilfe.

Die meiste Zeit über saß ich in meinem kleinen Büro in der Zürcher Altstadt, mit einer oder zwei Assistentinnen, und korrespondierte mit der halben Welt. Mein «Chef», die Präsidentin, kam nur unregelmäßig, um die wichtigsten Dinge zu entscheiden und meinen Gehilfinnen Briefe zu diktieren. Sonst waren wir allein, eine Welsche oder eine Belgierin, eine Holländerin oder eine Finnin, und sprachen ein Kauderwelsch von Englisch, Französisch und Deutsch. Der Betrieb war gemütlich, der Vorstand weit weg, Rügen kamen auf schriftlichem Wege, nicht durchs Telephon.

Da hieß es Einladungen schreiben für die Vorstandssitzungen, Traktandenlisten aufstellen, Korrespondenz führen, Rapporte abfassen. Ich erinnere mich zum Beispiel an einen Rapport an die UNO, den ich auf Grund von Resolutionen und Kongreßrapporten darüber zusammenzustellen hatte, was die Organisation seit ihrem Bestehen gegen die Rassendiskriminierung unternommen hatte. Unter anderem war darin die Tatsache aufgeführt, daß sich anfangs 1933 unser deutsches Mitglied aufgelöst hatte, weil ihm die Bedingung gestellt worden war, keine Jüdinnen mehr in den Vorstand aufzunehmen, und sich dies nicht mit dem Motto vereinbaren ließ, das dem Internationalen Frauenrat zu Grunde liegt: «Tue andern, wie du willst, daß sie dir tun.»

Zwischen meinen Schreibarbeiten hatte ich an Sitzungen teilzuneh-

men und, was aufregend und anregend zugleich war, an den alle drei Jahre stattfindenden Kongressen. Beim ersten mußte ich beinahe alles improvisieren, später bekam ich mehr Routine, und schließlich fühlte ich mich wie ein Fisch im Wasser. Ich hatte zweihundert oder mehr Namen im Kopf, war von einer Reihe Schreibmaschinen und Bergen von Papier umgeben, mußte für das Vervielfältigen und Verteilen der Dokumente und der Resolutionen sorgen, und an Pressekonferenzen und Empfängen teilnehmen. Um mich herum wurden vier bis fünf Sprachen gesprochen, die beiden offiziellen, Französisch und Englisch, dazu Spanisch und die oft unverständliche Landessprache, und letztlich zum Glück noch Schweizerdeutsch.

Die Kongresse brachten mir viele unvergeßliche Erlebnisse. Einmal drückte ich dem König und der Königin von Griechenland die Hand, oder vielmehr sie mir, während ich hätte knicksen sollen, was mir trotz stundenlangem, mit viel Gelächter verbundenem Training beim schweizerischen Botschafter einfach nicht gelingen wollte; ein andermal wurde ich Mrs. Eleanor Roosevelt vorgestellt, ohne Knickserei, doch war diese Begegnung deshalb eindrücklicher, weil Mrs. Roosevelt mit jedem von uns sehr herzlich sprach.

Mit drei anderen Frauen zusammen erregte ich in Griechenland Aufsehen, weil wir ohne männliche Begleitung ein Bistro besuchten. In Finnland badete ich mit einer ganzen Familie in der Sauna und sprang nachher, es war Johannisnacht, übers Feuer. In Amsterdam nahm mich eine norwegische Anwältin mit ins Hafenviertel, wo ich Dinge sah, die ich nur aus Romanen kannte. In Belgien wohnte ich in einem Schloß, wo Diener mit weißen Handschuhen uns bedienten und wo man dem gesellschaftlichen Rang entsprechend gesetzt wurde, das heißt die Sekretärinnen ganz unten am Tisch. In New York hauste ich bei einer Dame an der Park Avenue in einem separaten kleinen Appartement, wo mir täglich ein frisches Pyjama hingelegt und frische Leintücher eingebettet wurden. In Griechenland wiederum, wo ich mit der Leiterin des Heimatwerks einige Dörfer besuchte, hatte ich mein unvergeßlichstes Erlebnis: ein Schuhmacher sprang durchs Fenster seiner Werkstatt, umarmte und küßte mich, als ich nur das eine Wort «Elvetia» erwähnte, zu meiner tiefsten Beschämung; der Kuß galt dem Roten Kreuz und der Schweizer Spende, die in diesem Dorf viel Gutes getan hatten.

Der warme, menschliche Kontakt, den ich überall fand, war es, der mir meine Arbeit vor allem lieb machte. Überall lernte ich Frauen kennen, für die ich Bewunderung empfand, Frauen, die alle ihre Kräfte für die Besserstellung ihrer Geschlechtsgenossinnen einsetzten und ihre eigenen Interessen hintanstellten. Und was man den Frauen so gerne abspricht, erlebte ich immer wieder aus nächster Nähe: eine großartige Solidarität und Kameradschaft.

Und dann geschah eben das, was meine besorgte Mutter, die meine Freude am Beruf nie so ganz ernst nahm, einmal zu einer Freundin gesagt

Nicht in der Verrichtung liegt die Hoheit und die Würde, sondern in der Art, wie sie verrichtet wird.

Jeremias Gotthelf

**Das Siedlungsfest**

Wir hatten in einer geplanten Einfamilienhaus-Siedlung ein Stück Bauland erworben. Am Feierabend fuhren wir oft dort hinaus, und während wir auf unserem Grundstück standen und versuchten, uns das zukünftige Haus vorzustellen, dachte ich auch an unsere zukünftigen Nachbarn. Würden wir wohl den Kontakt mit ihnen finden? In einer solchen Siedlung, wo die Nachbarn viel weniger wechseln, als in einem Mietblock, ist man doch ganz besonders auf gute Nachbarschaft angewiesen.

An einem Herbsttag fand ich im Briefkasten eine Einladung zum «Ersten Siedlungsfest», das am nächsten Sonntag stattfinden sollte, und zu dem auch die Kinder eingeladen waren. Gespannt gingen wir hin. Es stellte sich heraus, daß die Besitzer der ersten fertigen Häuser zusammen ein Festchen aufgezogen hatten, zu dem sie alle gegenwärtigen und auch die zukünftigen Hausbesitzer einluden. Nach diesem Sonntag hatten wir bereits eine Menge guter Nachbarn, bevor wir nur ein Haus hatten!

Nun wohnen wir längst in der Siedlung, und dieses Jahr feiern wir unser siebentes Siedlungsfest. Jedes Jahr haben drei andere der etwa dreißig hier wohnenden Familien die Organisation übernommen. Es gibt einen Kindernachmittag mit Wettspielen, es gibt Buden, einen Wurstgrill, einen Glacestand und ein Bierfaß, und am Abend tanzen die Großen auf den Siedlungs-Straßen zu den Klängen einer kleinen Bauernkapelle. Ein Bei-

*Große Welt*

hatte, als sie mich außer Hörweite glaubte: «Wer weiß, villicht hürotet's gliich no!»

Die Umstellung auf die Ehe und das Anpassen an die Zweisamkeit fiel mir viel leichter, als ich erwartet hatte, dies in erster Linie dank der Großzügigkeit meines Mannes. Einen kleinlichen Nörgler hätte ich wahrscheinlich nach so langer Zeit des Allein-Entscheidens nicht heiraten können. So aber fand ich es herrlich, ein Zuhause zu haben, einen Menschen, der sich um mich kümmert. Es tönt egoistisch — aber schon auf der Hochzeitsreise genoß ich es, einmal nicht alle Koffer allein tragen zu müssen, einmal nicht allein bestimmen zu müssen, in welches Hotel wir gingen, welchen Zug wir nahmen, wo wir ein- oder ausstiegen. Alles wurde gemeinsam beraten, ja mein Mann fand sogar, wie einst mein Vater, Frauen könnten keinen Fahrplan lesen. Das kam mir vergnüglich vor, nachdem ich jahrelang ohne jede Hilfe in den Ländern mit den unmöglichsten Sprachen zurecht gekommen war. — Auf die Freiheit war die Geborgenheit gefolgt.

Äußerlich brachte die Heirat vorerst wenig Veränderungen. Ich blieb in meinem Büro, organisierte einen Kongreß in Kanada und verließ meinen Eheliebsten für sieben ganze Wochen, dann wechselte ich hinüber zum Propagandasekretariat der Saffa 1958 — bis sich wie ein Blitz aus heiterem Himmel ein kleiner Erdenbürger ankündigte.

Er nun brachte es allerdings fertig, das Leben seiner Mutter komplett und total umzukrempeln. Von Säuglingspflege verstand ich zwar ein wenig, war ich doch als ledige Tante und Gotte gerne eingesprungen, aber das Drum und Dran!

Niemals wäre es gegangen ohne die Geduld meines Ehegesponses. Er kritisierte nie, er ermutigte nur, half überall, und es ging. Ich erinnere mich mit Entsetzen an einen Sommermorgen, als die Gemeindeschwester unserer Gemeinde aufkreuzte: Es war zehn Uhr, Madame noch im Morgenrock, kein Bett gemacht, kein Geschirr und keine Windeln gewaschen, nur der Sohn war versorgt und zufrieden. Was hat sie sich wohl gedacht? Ich kann es mir denken: «Da sieht man es wieder, eine Akademikerin als Hausfrau!» — Aber der Sohn gedieh, der Mann nahm zu, und auch der Staub hatte es schön bei mir: Er durfte bleiben. Als der Sohn anderthalb Jahre alt war, so im herrlichsten Alter, rückte die Tochter an.

Heute kommt mir jene Zeit wie ein Traum vor. Ich wusch Windeln, putzte Pfützen auf, reinigte den in den überschwemmten Sandhaufen gefallenen Sprößling, den man mir ablieferte, gerade als die Tochter einen ihrer vielen Brechdurchfälle hatte. Daneben fing ich an, den tüchtigen Nachbarinnen ein wenig abzugucken, wie man einen Haushalt führt — ich tue es heute noch und lerne jeden Tag.

Wenn die Kinder im Bett waren, setzte ich mich an den Tisch und las die Tageszeitung, schrieb Artikel, Übersetzungen, Briefe, und einmal sogar nahm ich als Besucherin an einem Kongress teil mit allen meinen lieben alten Bekannten. Obwohl unterdessen zu Hause manches

drunter und drüber ging, genoß ich diese Woche. Dann kehrte ich wieder in meine vier Wände zurück und umarmte glückselig Mann und Kinder.

Ich hatte meinen Mann vor der Heirat ausdrücklich gewarnt, daß er sich mit einer am weltweiten Geschehen Interessierten und zugleich einer Frauenrechtlerin, nicht mit einem Hausmütterchen verbinde. Ich hatte ihm aber auch versprochen, in zehn Jahren einen einigermaßen perfekten Haushalt zu führen.

Heute sind die zehn Jahre um. Der Haushalt läuft schon viel besser, wenigstens so, daß er nicht mehr «gyret», Mann und Kinder helfen tüchtig mit, und das lesende, schreibende oder Sitzungen habende Mami wird bereits mehr respektiert, auch wenn die Kinder immer noch etwa schimpfen «immer gasch furt» (ein- bis zweimal pro Woche) oder «immer häsch Sitzige» (zwei bis drei pro Jahr). Aber sie sollen nur auch etwas davon spüren, wie weit die Welt ist und wie schön es ist, mit Menschen aller Gattungen Kameradschaft zu pflegen. Aus vielen Himmelsrichtungen kommen solche Menschen zu uns, wenn sie können, essen mit uns und spielen und schwatzen mit den Kindern, auch wenn sie kein Wort deutsch verstehen.

Wenn ich meinen Mann heute frage, wie er mit mir zufrieden sei, schmunzelt er nur zweideutig. Ich selber finde den Hausfrauenberuf amüsant. Ich, die ich aus der Arbeitsschule so miserable Noten heimbrachte, daß meiner armen Mama fast die Tränen kamen, habe angefangen zu stricken, zu sticken und schließlich auch noch zu nähen, am liebsten nach eigener Erfindung, das heißt lieber originell als exakt. Ich, die ich abgesehen von Pfadilagerkost mit 20 noch keine Ahnung vom Kochen hatte, erfinde hie und da mit viel Spaß neue Gerichte, die natürlich nicht immer so ganz gelingen — aber gegessen wird stets alles.

So versuche ich, die beiden Welten zu vereinigen. Der lebendige Kontakt mit der großen wird mir weiterhin bleiben. Er behütet mich davor, im täglichen Kram unterzugehen, meine kleine Welt allzu wichtig zu nehmen. Die kleine hingegen bietet mir konkrete Arbeit. Sie schützt mich vor allzuviel Theorie, damit ich nicht über den Problemen des Weltalls die Nöte eines Kindes vergesse. In der kleinen Welt ist auf seine Weise alles enthalten, was die große ausmacht. — Zwei bis vier Stunden im Tag ist es still um mich, die restlichen Stunden gleichen einem Kongreß, nur geht es nicht um Resolutionen, sondern um die Achterreihe, es ruft nicht auf englisch und französisch und finnisch, sondern auf züritüütsch, dafür viel lauter, es geht nicht um Empfänge bei Königen, sondern um Geburtstagsfestchen, ich vergesse nicht wichtige Dokumente zu suchen, sondern ebenso wichtige Knöpfe anzunähen. Wie damals im Büro gestalte ich auch heute meinen Tag frei und unabhängig, nur gebunden an die Schul- und Arbeitszeiten meiner Familie. — Es ist sechzehn Uhr, draußen scharren zwei Paar Schuhe — sie kommen!

*Das Siedlungsfest*

trag von 10 Franken pro Teilnehmer über zwölf Jahren deckt die Unkosten.

Unser Fest ist sicher mitbeteiligt daran, daß unsere Siedlung mehr geworden ist als eine Gruppe ähnlicher Häuser!

D. T.-B.

---

**Zu ergänzen:**

**Die giftige Korallenkirsche**

In unserem September-Heft haben wir einen Artikel über giftige Pflanzen veröffentlicht. Bei den dazugehörigen Zeichnungen ist unserer Illustratorin ein Fehler unterlaufen. Im Text war unter den Zimmerpflanzen die Korallenkirsche *Solanum pseudocapsicum L.* aufgeführt, bei der hiezu abgebildeten Pflanze aber handelte es sich um *Solanum Wendlandi*, eine zwar gleichfalls giftige, jedoch viel seltenere Zimmerpflanze der gleichen Familie. Da die Korallenkirsche *Solanum pseudocapsicum L.* bei uns sehr verbreitet ist und ihre roten Früchte schon verschiedentlich zu Vergiftungen, vor allem von Kindern, geführt haben, bilden wir sie hier nachträglich noch ab.

H. R-G.